

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



Jonathan Galassi

Die Muse

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Uljana Wolf

S. FISCHER



Erschienen bei S. FISCHER

Die Originalausgabe erschien 2015
unter dem Titel ›Muse‹ bei Jonathan Cape,
a Penguin Random House Company, London
© Jonathan Galassi 2015

Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2016 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-10-002294-3

Dies ist eine Liebesgeschichte. Über die guten alten Zeiten, als Männer noch Männer, Frauen noch Frauen und Bücher noch Bücher waren, mit Klebebindung oder besser Fadenheftung, mit Leinen- oder Papiereinband, mit hübschen oder weniger hübschen Umschlägen und diesem modrig-staubigen Geruch: als Bücher unzählige Räume füllten und ihr Innenleben – magische Worte, Prosa und Poesie – ihren Liebhabern wie Wein war, wie Parfüm und Sex und Ruhm. Zwar gab es nie viele dieser treuen Leser, aber sie waren doch immer spürbar und sichtbar, lebendig im schwärmerischen Akt des Lesens. Vielleicht leben sie noch heute irgendwo im Untergrund, geheime Anhänger des Kults vom gedruckten Wort.

Für diese glückliche Minderheit bedeutete Literatur reines Leben, und die glühenden Seiten, auf denen es Gestalt annahm, waren das Medium ihres Kults. Bücher wurden verehrt, geschätzt, gebunkert und gesammelt, sie wurden verschenkt, geteilt, zuweilen verborgt, häufig allerdings nicht zurückgegeben. Auflagenzahl, Schönheit und aufwendige Gestaltung bestimmten den Wert eines Exemplars, gelegent-

lich spielte auch die Qualität des Inhalts eine Rolle. In besonderen Fällen wurde ein Buch auf Millionen geschätzt. Werke mit dem Namenszug des Autors wurden religiös verehrt oder im Allerheiligsten stolzer Bibliotheken und Museen hinter Schloss und Riegel ausgestellt. Schriftsteller (damals bekleideten wenige sich mit dem Amt des Autors, eine heikle und zuweilen gefährliche Berufung) waren die Hohepriester dieser Religion, von Ahnungslosen verdächtigt und verfeimt, vergöttert aber von ihren eingeweihten Anhängern.

Dies ist die Geschichte von einigen dieser treuen Anhänger, den treuesten vielleicht. Ihr Wirken setzte in den berauschenden Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg ein, als alles möglich schien und sie sich daranmachten, fast unmerklich die Kultur ihrer Zeit zu verändern, sie tiefer, vielfältiger, aufregender und verheißungsvoller zu gestalten. Tiefe und Vielfalt sind heute, in dieser schnelllebigen Zeit unverzüglichen Wandels, nicht sehr gefragt. Unsere virtuelle Welt ist eine flache Welt, was uns nicht weiter stört. Im Handumdrehen wechseln wir Identitäten, zirkulieren, gruppieren, programmieren und erfinden uns neu. Die Protagonisten dieser Geschichte sind anders. Sie blieben ihren eigenen widersprüchlichen, aber in sich unveränderlichen Wesen treu – sie waren modern im altmodischen Sinn. Und auf ihre ganz eigene, selbstverliebte Art waren sie Helden.

Dies ist auch die Geschichte von der Liebesaffäre eines Landes mit einer seiner größten Dichterinnen. Der Stern von Ida Perkins blitzte sich in jungen Jahren an den Himmel des amerikanischen Literaturbetriebs und leuchtete dort bis ins Jahr 2010, als sie mit 85 Jahren starb. Jedes ihrer Worte

und jede Bewegung wurde zu Lebzeiten vermerkt und kommentiert, bewundert, beseufzt. Nicht nur der Großteil unserer Kritiker fiel vor ihr auf die Knie, auch sogenannte gewöhnliche Leser – normale Männer und Frauen – verwandelten sich in begeisterte Anhänger der Poesie. Als sie starb, war die Trauer landesweit so groß, dass Präsident Obama ihren Todestag, der auch ihr Geburtstag war, zum Nationalfeiertag erklärte.

Idas zahlreiche Liebhaber blieben ihr immer ergeben. Jeder von ihnen suchte und fand Aspekte seiner selbst und Schimmer von Idas Liebe für ihn in ihren Gedichten. Das Schmachten anderer blieb einseitig, sie hatten nicht mehr als Idas Worte, ihre Bücher – die treuen Leser, die jeden einzelnen Gedichtband kauften; die Lektoren, die davon träumten, sie zu veröffentlichen; die jungen Lyriker, die, wenn sie es zuließ, als Dichterknaben zu ihren Füßen saßen; die Kritiker, die bis heute verschlungene Bedeutungsebenen in ihrem facettenreichen Werk finden – und manchmal erfinden; schließlich die Akademiker, die sich in kommenden Jahrzehnten über Idas Nachlass beugen werden, als da wären Gedichte, Essays, unvollendete Memoiren, Prosa, Stücke, Notizbücher, vieles noch unerschlossen, alles außer Briefen, denn Ida schrieb keine und bewahrte persönliche Korrespondenz niemals auf. Vermutlich erhielt sie unzählige Zeilen von so unterschiedlichen Bewunderern wie Pound, Eliot, Avery, Moore, Stevens, Montale, Winslow, Char, Adams, Lowell, Plath, Olson, Kerouac, Ginsberg, Cheever, Hummock, Burack, Erskine, O'Hara, Merrill, Gunn, Snell, Vezey, Styron, Ashbery, Popa, Bachmann, Miłosz, Merwin, Sontag, Car-

son, Nielsen, Glück, Cole und McLane – um nur einige ihrer engeren literarischen Verbindungen zu nennen. Obwohl Ida ohne Zweifel viele dieser Briefe las, hob sie nach unserer Kenntnis keinen einzigen auf. Die Briefeschreiber wussten, dass sie keine Antwort zu erwarten hatten. Für Ida waren Worte etwas, das man entweder verschwörerisch (also auch vergänglich, widersprüchlich) flüsterte oder aber für die Ewigkeit aufs Papier brachte. Ihre unverwechselbar hauchige Stimme – für eine intellektuelle Berühmtheit wirkte sie erstaunlich schüchtern – war fester Bestandteil dessen, was ihr zweiter, und nach allgemeiner Meinung von ihr am innigsten geliebter, Ehemann Stephen Roentgen einmal ihren »lebenslangen Wunsch nach Normalität« nannte.

Ida sprach nicht gern über Literatur, sie fand es reizlos, unwürdig: Fachsimpelei. Kochen, Gärtnern, Malerei, Sex und Politik waren ihre bevorzugten Themen. Und Klatsch. Immer Klatsch. Angeblich war sie eine phantastische Geschichtenerzählerin, wobei die samtweiche Note ihrer Stimme die schlimmsten Vergehen stets wie Kavaliersdelikte klingen ließ.

Zu ihren Anhängern gehörten zwei der bedeutendsten Verleger ihrer Zeit: Sterling Wainwright, der Gründer und erfolgreiche Leiter des renommierten, einflussreichen Verlags Impetus Editions, der ebenso ihr Cousin zweiten Grades, ihre erste Liebe und ihr hauptsächlicher Verleger war; sowie Homer Stern, der König von Purcell & Stern, Sterlings ebenso ungestümer wie unverschämter Rivale, der lange und heimlich für Ida brannte – ein Brennen, das während ihrer frühen New Yorker Jahre möglicherweise ein- oder zweimal besänftigt worden war. Und es gab Paul Dukach, dem das

Glück vergönnt war, zum richtigen Zeitpunkt als junger Lektor in Sterns einflussreicher, chaotischer Firma anzufangen. Paul betete Ida aus der Ferne mit einer Hingabe an, die ihn zuweilen vor lauter Unwürdigkeit krank machte; ihn quälte jene verhängnisvoll fiebrige Verehrung, die das ahnungslose Objekt versengen konnte, wenn man nicht achtgab. Seine Verehrung für Ida aber war der Motor, der über kurz oder lang ihr Werk, ihr Leben und das Leben von allen Beteiligten für immer verändern würde.

Wir hängen die Liebe so hoch. Wir leben und leiden für sie, wir sehen uns ohne sie vergehen, wir machen die Suche nach ihr zum Mittelpunkt unseres Lebens. Aber die Liebe, meine Freunde, ist ein undankbarer Quälgeist. Sie zerstreut uns, sie frisst unsere Zeit und Energie. Sie macht uns rastlos und elend, wenn wir ohne sie sind, oder närrisch, wenn wir meinen, sie gefunden zu haben. Verliebtsein ist ohne Zweifel der am wenigsten produktive Zustand des Menschen. Liebe ist keinesfalls, wie viele behaupten, gleichbedeutend mit Glück. Wenn ich schreibe, dies wäre eine Liebesgeschichte, so ist sie noch lange keine glückliche. Sie ist, was sie ist – zerzauste Wahrheit, der Stoff, aus dem die chaotischen Leben unserer Heldinnen und Helden sind, der Geruch ihrer Tage, ihrer Nächte, das Mark ihrer Seelen. Seid also gewarnt.

I. HOMER UND COMPANY

»Verdammte Bauern!«

An diesem uralten russischen Steppenschrei erkannte man Homer Stern, Gründer, Geschäftsführer und Verleger des ebenso schicken wie mittellosen Independent-Verlags Purcell & Stern. Er erhob damit sein Glas auf die Siege oder vielmehr Niederlagen seiner Autoren, beim Abendessen nach jenen unzähligen Preisverleihungen, die das Verlegerjahr ordnen. Homers Trinkspruch auf seine Krieger teilte die Welt säuberlich in *wir* und *sie*, oder wohl eher *ich* und *sie* – ein prägnanter Einblick in seine kämpferische Sicht auf die Welt.

Homer war ein Schürzenjäger, und er machte keinen Hehl daraus. Es gehörte zu seiner umfassenden, in den Augen mancher entwaffnenden, für andere abstoßenden Selbstverherrlichung. Seine Freunde fanden, dass Homers unverhohlene Fixierung auf Frauen exakt zu seinem lauten, nasalen Oberschichtakzent, den lauten, teuren Klamotten – »bei ihm sehen die zur Abwechslung mal gut aus«, urteilte Carrie Donovan in *Harper's Bazaar* – und zu seinem Faible für kubanische Zigarren und Mercedes-

Cabrios passte. Es hatte Jahre gedauert, ehe sich Homer nach dem Krieg ein deutsches Auto leisten konnte, und seine Vorliebe für Luxus und Protzerei siegte am Ende über jegliche Reste historischer oder religiöser Gewissensbisse. Homer verströmte eine Art anachronistischen, deutsch-jüdischen New Yorker Kavaliersadel, der nur leicht aufgetragen war. Er hatte ihn von seinem Vater geerbt, dem Enkel eines Holzmagnaten, der im Westen ein Vermögen gemacht hatte, als die transkontinentale Eisenbahn Wagenladungen voller Schwellen verschlang. Allerdings war das lange her. Nach drei Generationen Nehmen ohne Geben waren die Truhen des Stern-Clans nicht annähernd mehr so gut gefüllt. Wie bei vielen, die von ererbtem Reichtum lebten, hatte auch Homers Vorstellung von dem, was Geld wert war, nicht mit der Inflation Schritt gehalten. Er war berühmt für sein mickriges Trinkgeld.

Homer kultivierte eine *bella figura*, die ihn wohlhabender aussehen ließ, als er in Wirklichkeit war. Seinem Sohn Plato hatte er einmal erklärt, wenn man reich aussähe, könne man seine Rechnungen einfacher liegen lassen; der Drucker seines Vertrauens, Sonny Lenzner, glaubte eben immer, Homer würde schon bezahlen, wenn es ihm wieder einfiel. Seine Frau Iphigene Abrams, ihres Zeichens Erbin eines angegrauten Newarker Kaufhausvermögens, schrieb später nicht ohne Bewunderung (ihre mit einundzwanzig Jahren geschlossene Ehe war nur fast arrangiert, und sie blieben dreiundsechzig Jahre durch dick und dünn zusammen): »Homer balancierte

für sein Leben gern auf einem Seil über dem Abgrund.« In den Siebzigern und Achtzigern veröffentlichte Iphigene eine Reihe neo-proustianischer Erinnerungsromane, die hochgeschätzt wurden, jedenfalls von manchen. Viele spotteten über ihre Blaustrumpfallüren aus der Ära Eduards VII. (wehender Chiffon und Gartenhüte oder Jodhpurs und Gerte), mit denen sie stolz ihren Anachronismus zur Schau trug. Iphigene schien das perfekte Gegenstück zu Homers jüdischem Mafiosigehabe zu sein. Sie waren ein ziemlich eigenes Paar.

Stern gehörte zu den letzten unabhängigen »Gentleman«-Verlegern, jenen Sprösslingen größerer oder kleinerer Magnaten der industriellen Revolution, die den kläglichen Rest ihrer Erbschaft in etwas investieren wollten, das Spaß brachte und vielleicht sogar irgendwie relevant war. Seinem Studium gleich nach dem Krieg (er hatte einige Institutionen mit stetig schwindender Ernsthaftigkeit besucht und es jedes Mal geschafft, kurz vor dem Abschluss rausgeworfen zu werden) folgte ein kurzer Ausflug in die PR-Abteilung der Army, wo er versuchte, einer konfliktmüden Öffentlichkeit mit Jingles und Plakaten Rekruten abzugewinnen. Unterwegs legte er sich eine Vorliebe für wortreich ausgeschmückte Gotteslästerung zu, was zusammen mit dem Jiddischen, das er später aufschnappte, als er und Iphigene sich für ihre jüdischen Wurzeln zu interessieren begannen, ein fabelhaft idiomatisches Gulasch ergab.

Als sich Homer in den düsteren fünfziger Jahren daran machte, mit Heyden Vanderpoel, seinem reichen, aus

alteingesessener protestantischer Familie stammenden Tennispartner einen Verlag zu gründen, lud er einen Dritten ein, Frank Purcell – »wie der Komponist«, pflegte dieser zu sagen, damit niemand aus Versehen die letzte Silbe betonte. Frank war ein älterer, einst sehr angesehener Lektor, den man einfach vor die Tür gesetzt hatte, während er in Korea diente. Schließlich aber erhob Vanderpoels Mutter Einwände dagegen, dass ihr Sohn seinen makellosen Namen mit dem eines Juden verbinden wollte, und weil Heyden ohnehin keine Lust auf Büromaloché hatte, blieben Homer und Frank übrig: Stern & Purcell. Oder Purcell & Stern, wie Frank es durchsetzte. Sie legten los und warteten, dass etwas geschah.

Und irgendwann geschah auch etwas. Eine Weile stolperte das junge Unternehmen mit eher zufälligen Bestsellern voran: Ernährungsbibeln, die gesammelten Reden irgendwelcher Gouverneure oder Minister – nicht vergessen, das waren die fünfziger Jahre. Gelegentlich war auch ein anspruchsvoller ausländischer Roman darunter, meist auf Empfehlung von Homers europäischen Scouts, Kameraden aus Armeezeiten, die jetzt, wie man hinter vorgehaltener Hand flüsterte, als CIA-Geheimagenten arbeiteten. Erst Mitte der Sechziger, nachdem Homer als neuen Mitarbeiter den französischen Emigranten Georges Savoy gewinnen konnte, der nicht nur ein Gespür für gute Texte, sondern aus seiner fruchtbaren, wenn auch turbulenten Zeit bei Owl House eine gut bestückte Autorenriege mitbrachte, lief Purcell & Stern zu Hochform auf. Die fast alchemistische Verbindung

von Georges' Kontakten und seinem Feinsinn mit Homers Geschäftstüchtigkeit, mal abgesehen von der Arbeit einer Handvoll junger Angestellter, die für einen miserablen Lohn zwölf bis vierzehn Stunden pro Tag schufteten, allein für das Privileg, mit wahrer Geistesgröße assoziiert zu werden, ließen P&S zu einer ernstzunehmenden Größe in der Verlagswelt werden, einer Art Torpedo der Originalität.

Zu denjenigen, die im Verlag Akzente setzten, gehörte neben der hitzköpfigen und mit allen Tabus brechenden afroamerikanischen Kritikerin und Romanautorin Pepita Erskine auch der pedantische Iain Spofford, Vertreter des Neuen Journalismus und Hauptakteur bei einer Zeitschrift, die sich kurz zuvor als Amerikas neues Kulturwochenmagazin etabliert hatte: der *Gothamite*, auch bekannt als *The Newer Yorker*. Es gehörten ebenso dazu die Prinzessin des frostigen Sonetts, Elspeth Adams, der elitär-kultivierte Romanautor Winthrop Winslow und der subtil-subversive Literaturkritiker und Akademiker Giovanni Di Lorenzo. Sie alle waren Teil einer etablierten Generation von Literaten, die Homer und Georges begabte jüngere Autoren vorstellten, darunter drei später mit dem Nobelpreis ausgezeichnete Dichter, die Homer seine drei Asse nannte.

Und es gab Thor Foxx. Thornton Jefferson Foxx, der gar nicht so gute alte Junge aus den Wäldern von Tennessee – Kinnbart wie Colonel Sanders, Flüche wie ein Trucker –, dessen respektlose Art, das präventöse Literatentum der *New Yorker* zu entlarven, ihm in den mit

Prätention überschäumenden Straßenschluchten von Gotham sofortigen Ruhm eingebracht hatte. Thor und Pepita waren wie Feuer und Wasser. Nur Homer und Iphigenes irgendwie an Fred und Ginger erinnerndes tänzelndes Gesellschaftsgeschick sorgte dafür, dass die beiden Stars der P&S-Autorenriege gleichzeitig auf den berühmten Townhouse-Partys der Sterns in der East Eighty-third Street auftauchen konnten, ohne sich in die Arme zu laufen.

[...]